

Halle'sche Zeitung.

Bezug-Preis für Halle und Umgebungen 2,50 M...

Anzeige-Gebühren für die halbjährige Zeit...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 467. Halle, Freitag 5. Oktober 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 5. Oktober. In Folge Vorlesung des auswärtigen Amtes wurde die Anordnung der russischen Zollbehörden...

Best, 5. Oktober. Die Hauptstadt der Universität Halle...

Best, 5. Oktober. Auf Ansuchen der hiesigen Gerichte verhaftete die Wächter Polizei den dort lebenden ungarischen...

Wien, 5. Oktober. Die verschiedenen Blätter melden, lösten uns...

New-York, 5. Oktober. Bei den Stadtahlen von Georgia...

Eine verunglückte Fälschung.

Die „Voss. Ztg.“ läßt sich aus Anlaß eines eigenen Drahtberichts...

„Es besteht zwischen Polen und Deutschen ein Mißverständnis...

Man, 5. Oktober. Die verschiedenen Blätter melden, lösten uns...

Die „Vossische Ztg.“, welche im übrigen in der Polemikfrage...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

ste zu entscheiden, entweder in gemeinsamer Kooperation mit...

Angesichts dieser Zeitungsnotizen brachte damals bereits die...

Die Enthaltungen des Herrn Berg sind vollstän dig erfunden...

Man, 5. Oktober. Die verschiedenen Blätter melden, lösten uns...

Die „Vossische Ztg.“, welche im übrigen in der Polemikfrage...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

Die Anordnung der Eisenbahnverwaltung wird naturgemäß nicht auf die...

Es ist, von anderen schwebenden Fragen ganz abgesehen, endg...

Die „Reichsanzeiger“ schreibt: In verschiedenen Blättern wird...

Diese Klage ist weder berechtigt noch begründet. Solange der...

Bis zum 30. v. M. war ein ganz faires Bild über die Ent...

Im Lande der allgemeinen Wehrpflicht ist es gewiß begründet...

Man im vorliegenden Fall das Publikum durch die im Laufe...

Die „Vossische Ztg.“, welche im übrigen in der Polemikfrage...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...

Einige Zeit nach der politischen Angelegenheit von 1863 hat...

„Namentlich wird es fürst Bismarck an einer Antwort auf...

Man erkennt un schwer die heimliche Freude, welche aus den...



Wetterprognosen auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte in Hamburg. (Nachdruck verboten). Sonntag, den 6. October. Volkig, etwas Regen, kühl, lebhafter Wind.

Wagereichte.

Table with columns for location, date, and price. Includes entries for Hamburg, Berlin, and other cities.

Industrie-Aktien.

Table listing various industrial stocks such as Siemens, Telephon, and others with their respective prices.

Disconto. (Berlin).

Table showing discount rates for different terms and locations.

Warengangs-Notize.

Table providing information on commodity arrivals and prices.

Gold, Silber- und Papiergeld.

Table listing gold, silver, and paper money prices.

Vertrag der Deutschen Zeitung m. B. S. ... Verkauft für 1000 Mark ...

Vertrag der Deutschen Zeitung m. B. S.

Verkauft für 1000 Mark ...

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien. ...

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.

Verkauf von Aktien.

Table listing various stocks for sale, including shares of different companies.



(Nachdruck verboten.)

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau. Von F. Klink-Buttelsburg.

In den nächsten Tagen wurde über die Angelegenheit, welche sich im Amtsgerichtsgebäude zu St. abgepielt hatte, im Dorfe viel gesprochen, besonders in der Schenke. Wie immer bei dergleichen Anlässen hatte die öffentliche Meinung in zwei Parteien sich getheilt. Wolberich's Ruf war ein schlechter, und schwerlich würde sie Menschen gefunden haben, die geneigt gewesen wären, ihr freiwillig ein günstiges Zeugniß auszustellen. Im Gegentheil! Der Amtsgerichtsrath Gutmund sprach die volle Wahrheit, als er Meinhardi sagte, daß die mannigfachen Anzeigen über im Dorfe verübte Streiche, welche ohne Zweifel auf Wolberich Heymann zurückzuführen seien, es ihm zur Pflicht machten, die Verhandlungen gegen diese boshafte Person ihren Lauf nehmen zu lassen. Nun lag aber die Sache anders. Ein Mann, dem man vor allen Dingen eine Niederlage gönnte, weil er so viele Jahre sein Uebergewicht geltend gemacht, hatte eine solche erlitten. Das mußte notwendigerweise seine Gründe haben, um so mehr als die Herren, auf deren Freundschaft Uffe Atjes sich immer ganz besonders viel zu gute gethan, ihm Unrecht gegeben hatten.

Mancherlei Fragen, mit welchen derselbe bestürmt wurde, verriethen ihm die Schadenfreude seiner Freunde und Nachbarn. Er glaubte, er habe in seinem ganzen Leben noch nicht so viel Verdruß beisammen gehabt, als in diesen Tagen.

IV.

Bernd Bruns' Ankunft im Hause seines ehemaligen Vormundes konnte zu keiner gelegeneren Zeit erfolgen. Sein Kommen wurde sowohl von Seiten des Oheims als auch von Foelke freudig begrüßt. Letztere war im Garten beschäftigt, als der Wagen, der Bernd brachte, vor dem Hause hielt. Sie hatte kaum des Betters wieder gedacht, obwohl sie ihn krank gewußt. Die Ursache seiner Leiden glaubte sie hinreichend zu kennen. Die tolle Lebensweise, die er zu führen gewohnt war, mußte selbst einen Menschen wie ihn zu Grunde richten.

Sie ging Bernd entgegen und bot ihm die Hand zum Willkommen. Der Gedanke, daß seine Gegenwart doch einige Abwechslung in dieses Einerlei bringen werde, machte ihre Begrüßung zu einer ungewöhnlich herzlichen, wenngleich ihre Unbefangenheit zum ausreichenden Beweis dienen konnte, daß sie in dem Angekommenen nur den Verwandten sah, der auf einen freundlichen Empfang Anspruch haben durfte.

„Sei willkommen, Bernd!“ sagte sie. „Du bist doch nicht ernstlich krank? Gut siehst Du gerade nicht aus.“

„O, es wird sich schon geben“, meinte er, indem er ihr in das Haus folgte. „Die sitzende Lebensweise und das viele Kopfschmerzen ist nichts für Unsrerinen. Ich wollte, Uffe Atjes — Ohmke hätte mich nicht dahin geschickt.“

Der Genannte kam schon aus der Thür, Bernd zu empfangen. Er war freundlicher, wie er sich jemals irgend einem anderen Menschen erwiesen, aber indem er den Angekommenen forschend musterte, schien er doch nicht besonders befriedigt.

„Was ist denn eigentlich mit Dir, Bernd?“ fragte er, als dieser in der Küche Platz genommen, während Foelke am Heerd den Kaffee bereitete.

Bernd wiederholte seine Klage bezüglich der vielen Kopfschmerzen.

„Ich will überhaupt nicht mehr bleiben“, fügte er hinzu. „Ich pfeife auf die ganze Theorie. Insbesondere für uns ostfriesische Bauern hat sie gar keinen Werth. Das Land ist nicht anders geworden und das Getreide auch nicht. Mit dem Vieh aber? Ich sollte meinen, für uns passen keine Schweizerfüße und keine Haidehümmeln. Das weiß ich, ohne daß mir ein Schulmeister es sagt.“

Die Worte waren im Tone höchster Unzufriedenheit gesprochen. Uffe Atjes beantwortete diese Auslassung zunächst nur mit einem überlegenen Lächeln. Erst nach einer kurzen Pause sagte er:

„Du bist ja gewaltig für bei der Hand, Boden und Getreide sind nicht anders geworden und mit den Viehtracen kann es ein Jeder halten wie er will. Wir hängen ja auch ganz besonders am Althergebrachten. Ich sollte aber meinen, die Fortschritte, welche im Laufe der Jahre auf landwirthschaftlichem Gebiet gemacht worden sind, zwingen den Bauern, sie zu prüfen und das Beste anzuwenden.“

„Ich weiß von dem Kram gerade genug, Uffe Atjes — Ohmke, nun laßt mich aber in Ruhe. Michaeli gehe ich ab und damit gut. Ich will jetzt heirathen. Foelke und ich sind beide alt genug. Was soll noch das lange Hin- und Herziehen?“

Uffe Atjes warf einen etwas besorgten Blick nach dem Eingang, unter welchem seine Tochter eben wieder mit der dickbauchigen, zinnernen Kaffeekanne erschien. „Nede jetzt nicht davon, Bernd — Du willst doch nicht Alles verderben?“

Bernd Bruns blickte den Oheim mit dem Ausdruck höchster Verwunderung an, und ihm schwebte sichtlich bereits eine Entgegnung auf der Lippe, als sein Blick auf die Eingetretene fiel. Er schwieg.

Während Foelke für die Bewirthung des Gastes Sorge trug, war er ein Gegenstand ihrer Beobachtung. Nicht minder verwanthchaftliches Interesse, als Theilnahme für einen Jugendgenossen, der eine Reihe von Jahren in ihrem Elternhause verbracht, ließen sie ihn wiederholt prüfenden Blickes mustern. Die Prüfung befriedigte sie nicht. Bernd mußte wirklich krank sein, er sah ganz verfallen aus, was bei seiner hünenhaften Gestalt um so mehr auffiel. Sein Gesicht, dessen Röthe sie sonst beunruhigt, war bleich, die Augen lagen tief in ihren Höhlungen und der rothe Backenbart konnte nicht die Magerkeit seiner Wangen verdecken. Bernd hatte in der Stadt ohne Zweifel ein furchtbar wüstes Leben geführt.

Am Nachmittag hatte Uffe Atjes mit seinem Neffen eine lange Unterredung, die nicht ganz zur beiderseitigen Zufriedenheit verlief. Der Erstere sah seinen Lieblingsplan gefährdet, der Letztere hatte sich Dinge sagen lassen, die ihn ärgerten. Er überlegte sogar, ob es nicht besser sei, das Haus des Oheims so gleich wieder zu verlassen. War er nicht sein eigener Herr? Und was lag ihm denn schließlich daran, ob Foelke seine Frau wurde oder eine Andere? Besondere Vorliebe hatte er nie für sie gehabt.

Bernd Bruns war indessen nicht in der rechten Stimmung einen Streit anzufangen, sonst würde wohl gleich eine heftige Auseinandersetzung mit dem Oheim, dessen Herrschucht ihm längst nicht mehr paßte, erfolgt sein. Dazu kam, daß er für den Augenblick nicht recht wußte, wohin seine Schritte lenken. Er hatte die Stadt aus besonderen Gründen verlassen und konnte nicht dahin zurückkehren. Sein Platz aber war noch bis zum Frühling des kommenden Jahres verpachtet.

So blieb er. Nachdem aber sein leicht erregter Zorn sich erst wieder abgekühlt, dachte er auch nicht mehr daran, fortzugehen. Die Stille im Meinhardischen Hause that ihm wohl, und er sah sich mit Freundlichkeit begegnet, sogar von Seiten Foelke's. Vielleicht hatte der Oheim ihn nur bange machen wollen, derselbe wußte genau so gut wie er, daß es ihm nicht leicht werden würde, eine passende Frau zu bekommen. Die Platzbesitzerstöchter hatten das Dorf und ihre Güter niemals verlassen, die ganze Welt war ihnen fremd, und Bernd Bruns konnte sich eines leisen Grauens bei der Vorstellung nicht erwehren, daß eine solche im „Fünfschafsrod“ und heller Rattunjacke in seiner Wirthschaft ickalten und walten sollte. In der Stadt hatte er einer anderen Sorte von Frauen Geschmack abgewonnen.

Foelke hielt bei der Arbeit zwar auf die ostfriesische Tracht und man sah sie an Wochentagen selten im

Kleide; aber der glänzende, fattige, blauschwarze Rock konnte eine Gestalt wie die ihre nicht plump machen, und die helle Kattunjacke mit angekräuseltm Schouß und kurzen Hermeln schien ihr besonders gut zu stehen.

Bernd Bruns hatte immer ein offenes Auge für Foelke's Vorzüge gehabt, und wenn er, so lange er denken konnte, mit ihr auf dem Kriegsfuß gelebt, so war dies nur eine Folge ihrer Ueberlegenheit, die sie unbewußt geltend gemacht. Bernd war ein mühter Geselle gewesen und ihr Urtheil über ihn, mit dem sie niemals zurückgehalten, hatte ihn stets zum Zorn gereizt. Es ärgerte ihn, daß sie ihn durchschaute. Schon früher, wenn er irgend eine ungerechte Handlung, eine Robeit begangen, und sie ihm mit ihren klaren, klugen Augen vorwurfsvoll angeblickt, war ihm, was alle Vorstellungen seines Oheims und Vormundes nicht bewirkt, plötzlich bewußt geworden, daß er etwas gethan, das er selbst nicht billigen konnte; aber einen besseren Einfluß hatte diese Erkenntniß trotzdem nicht ausgeübt, sondern ihn nur angefaßelt, sich an Foelke dafür zu rächen, daß sie niedrig von ihm gedacht.

Seit Jahren war er von der Absicht des Vormundes, aus ihm und dessen Tochter ein Paär zu machen, unterrichtet gewesen. Anfangs hatte er diese Idee nur belacht. Er sagte sich, daß er gewiß nicht so dumm sein werde, sich eine derartige Oberaufsicht für das Leben aufzubürden. Die bloße Vorstellung davon, daß Foelke's Augen seine Handlungen überwachen, ihre Ohren seine Flüche und Schimpfworte hören würden, konnte ihm das Blut in's Gesicht treiben, und so lange er im Meinhardschen Hause gelebt, hatte er gedacht, daß ihm nur wohl werden könne, wenn er sie nicht mehr sehen würde.

Die Entfernung von ihr übte indessen eine entgegengekehrte Wirkung aus. Sein Aufenthalt in der Stadt, der Beuch einer guten Schule, der Umgang mit Söhnen achtbarer Eltern hatte Bernd Bruns schon nach kurzer Zeit vollständig verändert. Als er in den nächsten Ferien den Oheim besuchte, war dieser nicht minder erfreut als Foelke, daß er so manche üble Angewohnheit abgelegt. Er suchte nicht mehr, es kam nicht wieder zu blutigen Schlägereien zwischen ihm und seinen Altersgenossen, bei welchen er stets insofern eine große Rolle gespielt, als er immer der Anführer derselben gewesen war. Daß er dagegen fleißig die Dorfschenke besuchte und man sich bald heimlich zutraute, daß Bernd Bruns sich dem Laster des Branntweintrinkens ergeben habe, davon erfuhren Uffe Atjes und seine Tochter lange nichts.

So waren Bernd und Foelke sich unbemerkt näher gerückt. Sie hielt ihm keine Moralpredigt mehr und das Zusammensein mit ihr machte ihn die Langweiligkeit der Ferienzeiten vergeßen. Ohne sie würde er den Aufenthalt im Dorfe gar nicht mehr ertragen haben. Sie hatte für alle Dinge ein offenes Verständniß, ja, sie verkehrte fleißig gern mit ihm und sah seinem Kommen mit unerböhelter Freude entgegen.

Einige Jahre hindurch gab Uffe Atjes sich einem triumphirenden Gefühl der Freude darüber hin, daß seine Erziehungs-

methode den Löwen gebändigt, und beobachtete mit heimlicher Genußthung den Verkehr zwischen Bernd und seiner Tochter. Ersterer begann von seiner späteren Verbindung mit Foelke als von etwas Selbstverständlichem zu sprechen. Er hätte in der That nicht gewußt, welches andere Mädchen im Stande sein würde, ihm das spätere Leben, welches fest und sicher vorgezeichnet seiner wartete, erträglich zu machen. So sehr ihm auch das Leben in der Stadt zusagte, so groß die Abneigung war, die er dem Landaufenthalt entgegenbrachte, niemals wäre es möglich gewesen, daß Bernd nur mit einem Gedanken die Möglichkeit, sein Erbe zu verkaufen, erwogen. Nie hatte vor ihm ein ostfriesischer Bauer den ererbten Besitz veräußert, und das rühe Festhalten an demselben war vor allen Dingen ein Grundzug seines Charakters.

Bernd war sehr geneigt, den Oheim für einen ganz besonders klugen Mann zu halten, als er seiner Tochter eine Bildung zu Theil werden ließ, die sie nicht nur in einen Conflict mit Allen brachte, auf deren Verkehr sie ein langes Leben hindurch angewiesen sein würde, sondern sie auch der Gefahr aussetzte, einer Thätigkeit entfremdet zu werden, die für eine Stellung, wie sie ihr bestimmt wurde, eine Nothwendigkeit war. Daß die ganze Charakteranlage des jungen Mädchens diese Gefahr glücklich umschiffte, war zweifellos nicht das Verdienst des Vaters. Wenn aber Bernd Bruns Foelke beobachtete, wie sie mit dem Verstand einer erfahrenen Frau das große Hauswesen leitete, so hatte er doch immer das Gefühl, als ob Uffe Atjes hier Großes geleistet, und so wurde es möglich, daß er, der Niemandem eine Autorität eingeräumt, diesem gegenüber sich fügsam zeigte und dadurch sich dessen besondere Zuneigung und Nachsicht errungen hatte.

Auch Foelke hatte es früher als etwas Selbstverständliches betrachtet, daß sie in einem gewissen Alter die Gattin des Vaters werden würde. Sieh gegen eine Absicht oder den Willen ihres Vaters aufzulehnen, würde ihr unmöglich erschienen sein, und es war auch so in Ordnung. Bernd Bruns' Platz war von dem ihres Vaters nur durch den Garten getrennt. Die Grenze bildete eine Weißdornhecke mit einem offenen Durchgang. Weider Wiesen erstreckten sich bis zum Deich, und selbst das Ackerland bildete Flächen, die gewöhnlich zu gleicher Zeit abgerentet wurden.

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches alle Zukunftspläne schwer erschütterte. Uffe Atjes war geneigt, die Klagen, welche über sein Mündel eingingen, milder zu beurtheilen, als sonst wohl in seiner strengen Art lag, aber Foelke wandte sich mit Abscheu von Demjenigen, den der Rektor städtischen Schule, welche Bernd seit drei Jahren besucht, einen „Säufer“ genannt, der die ganze Schulorganisation durch seine Handlungsweise gefährdet habe. Als sie Bernd dann wiederah, trat sie ihm als strenge Richter gegenüber, und von Neuem entwickelte sich zwischen Beiden ein Verhältniß, das selbst Uffe Atjes mit Besorgniß für seine Pläne erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Asphalt-Bergwerk.

Leicht und geräuschlos rollen in der Großstadt die Wagen über den asphaltirten Fahrbaum, bequem wandelt es sich auf den ebenen Asphalt-Trottoiren; der Großstädter nimmt diese Einrichtungen neugierdelos auf, wie alltägliche Naturerscheinungen, und bleibt kaum einen Augenblick stehen, wenn Arbeiter mit schweren, glühenden Eisenstangen den chocoladenpulverähnlichen Stampf-Asphalt zur glatten Fahrstraße pressen, und unwillig rümpft er die Nase und lacht dem schweren Qualm zu entriemen und der heißen, dem Asphaltirungskeßel entströmenden Luft, wenn ein Trottoir ausgeheßert oder neu angelegt wird. In den Hundstagen schümpft er wohl auch ein Mal ein wenig, wenn die aufsprallende Sonne den glatten Fußweg zu arg erhitzt und scharf riechen läßt — aber was Asphalt eigentlich ist und woher derselbe stammt, darüber gerbricht er sich den Kopf nicht.

Schon in der Heiligen Schrift tritt uns die Benutzung des Erpdes entgegen. Noch kaisarterte die Arche damit, die Babylonier und Assyrer benutzten ihn als Cement für die Mauern ihrer Kleinstädte. Auch die alten Aegypter gebrauchten ihn bei der Herstellung der Minnen. Späterhin verank die Kenntniß seiner Anwendung in Vergessenheit. Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde im Schweizer Jura der sonderbare Stoff wieder entdeckt, ferner bei Lobmann in Nord-Elß und in Syzfel an der Rhone; zur praktischen Verwerthung kam er damals aber noch nicht.

Das jetzt völlig unbedeutende Schwefelbad Zimmerbrunnen bei Hannover stand im Anfange dieses Jahrhunderts in hoher Blüthe, so daß jährlich an 6000 Bäder dort gegeben wurden. Die Gastwirthschaft des Kurhauses hatte in späteren Jahren, als der Besuch des Bades schon im Nachlassen war, ein pensionirter hannoverscher Soldat Namens D. S. Henning inne, der viel in dem westlich von Hannover gelegenen Hügellrevier der Dörfer Zimmer, Ahlem und Velber umherstreifte. Im Jahre 1843 entdeckte er dort ein Gestein, welches auffallend stark nach Petroleum roch, und erfuhr in Hannover, daß er ein Asphaltlager gefunden habe. In dem Dörfchen Zimmer, welches jetzt ein Fabrik-Vorort von Hannover ist, legte Henning dann die erste deutsche Asphalt-Fabrik an, vereinigte sich später mit August Eggestorf, und nachdem die Firma in Linden bei Hannover noch eine zweite Fabrik errichtet hatte, errang sie bereits 1851 auf der Londoner Weltausstellung den ersten Preis. Die neu entdeckten Asphalt-Gruben am Gilsgebirge bei Bornwohle in Braunschweig gingen ebenfalls in den Besitz der Firma Henning und Eggestorf über, bis 1871 eine englische Gesellschaft die ganzen Anlagen übernahm und zur höchsten Blüthe brachte. 1873 entstand ihr ein deutscher Wettbewerber in Hannover.

Die Gruben beider Gesellschaften grenzen unter Tage dicht aneinander, und um diese eigenartige Industrie, welche in Deutschland nur noch in Bornwohle und Lobmann betrieben wird, zu besichtigen, benutzen wir die elektrische Straßenbahn in Hannover, welche uns durch einen Theil des industriellen Lindens, Hannover's

Schwe
goßen
Zimme
Schmurg
höchsten
qualmt
liegen
der no
birges
Kiefern
Ziegele
empor
Thong
Landst
der M
gleiten
dem T
stößt u
weiger
förmlic
Mienen
Stein
Bruch
nehmen
mit G
obgleich
Namen
wässer
tiefern
Eintritt
erhalten
N
vor den
einen
geförde
zeigt si
oder St
Untere
deutsche
der Ta
Diesba
Wir ge
Gestein
broden
wir ein
Anzüge
Gruber
Grund
zeigt si
uns ein
D
wir den
feucht i
naß un
nicht, d
stein.
oder F
Erzberg
ist Alp
N
lampen
tiefbra
Tropfe
Gestein
führt u
uns ein
Unterr
Seiten
der Tr
und ei
Arbeit
an e
währen
zweiter
ein me
nimmt
wandt
schoben
leute z
die ma

Schwesterstadt, und durch das Fabrikdorf Zimmer nach dem im hohen Rothbuchenwäldchen auf einem Hügel gelegenen Bade Zimmerbrunnen führt. Von dort aus gelangen wir auf die schur gerade aufsteigende Landstraße nach Harenberg, auf deren höchstem Punkte das Zechenhaus der englischen Gesellschaft qualmt, während die Anlagen der deutschen Gesellschaft tiefer liegen. Wir stehen hier auf der Grenze zwischen dem Bergland und der norddeutschen Tiefebene; die grünen Höhen des Deistergebirges winken zur linken Hand, während zur rechten, nordöstlich, Kiefernwälder, Sand und Haide sich ausbreiten. Kalköfen und Ziegeleien recken überall ihre schlanken oder plumpen Schloten empor und das Geräusch der Lowren in den Steinbrüchen und Thongruben bringt der Wind bis zu uns herüber. Auf dem Landstraßenmarße bemerkt man die Gebäude und Baumschulen der Israelitischen Erziehungs-Anstalt Ahlem, aber der uns begleitende Geologe lenkt unsere Augen davon ab, indem er mit dem Fuße an einige am Straßenrande liegende graue Steine stößt und sie als sogenannten Asphalt, richtiger „bituminöser weißer oberer Jura“ anspricht, die mit versteinerten Muscheln förmlich gepeickt sind. Er lächelt über unsere zweifelnden Miene; einige Schläge mit dem geologischen Hammer, der Stein zeigt eine tiefchocoladenbraune, stellenweise pechschwarze Bruchfläche und unsere Nasen merken an dem strengen, unangenehmen Petroleumgeruch, daß der Kalkstein durch und durch mit Erdpech getränkt ist und den Durchdringung vorstellt, obgleich in Wahrheit nur das ihn durchdringende Bitumen diesen Namen führen sollte. Asphalt ist wie Petroleum eine Kohlenwasserstoff-Verbindung, ein von dem porösen Jurakalk aus tiefen Erbschichten aufgestaigtes Erdöl, welches durch den Eintritt der Luft in das Gestein einen Zusatz von Sauerstoff erhalten hat.

Nach zwanzig Minuten stehen wir auf der Kuppe des Hügels vor dem Zechenhaus der englischen Gesellschaft, in dem durch einen Fördererchacht das stark riechende braune Gestein zu Tage gefördert und in Wagen geführt wird. Hinter dem Gebäude zeigt sich ein tiefes, künstliches Thal, entstanden durch den Tage- oder Kummer-Bau, von dessen Sohle Stollen in den Berg führen. Unsere Empfehlungslauter aber für die Nachbargrube der deutschen Gesellschaft, die einen anziehendern Betrieb hat, da hier der Tagebau längst aufgegeben und ein regelrechter bergmännischer Tiefbaubetrieb mit Schacht- und Stollen-Bau eingeleitet ist. Wir gelangen auf den großen Lagerplatz, der mit „verwittertem“ Gestein, wie der Bergmann sich ausdrückt, und fertigen Mastixbroden gefüllt ist und stellen uns dem Obersteiger vor. Bald sind wir eingekleidet, der mächtigen Tagewasser wegen in wasserdichte Anzüge, geölte Südweser auf den Köpfen; wir hängen die Grubenlampe über den Daumen und folgen unserm Führer. Am Grunde eines riesigen, durch Tagebau entstandenen Erdtrichters zeigt sich die Schachtoffnung. Ein vorbeigehender Arbeiter wünscht uns ein freundliches „Glück auf!“

Die Grubenlichter werden angezündet, und vorsichtig folgen wir dem Steiger auf steiler „Fahrt“ in die Erde. Dunkel und feucht ist es hier, kalt ist die Luft und der Boden vollkommen naß und schlüpfrig. Aber gefährlich und unbequem ist es hier nicht, der „Berg“ ist fest, und hoch über uns wölbt sich das Gestein. Das brauchbare Material liegt hier in Atern, Nestern oder Klözen im Berg, wie beim Steinkohlenbergbau oder im Erzbergwerk, sondern alles, was uns umgibt, der ganze Berg ist Asphalt.

Nachdem wir uns allmählig an den Schein der Grubenlampen in der Finsterniß gewöhnt haben, sehen wir um uns tiefbraune Wände, aus denen das Erdpech in dicken, dunkeln Tropfen herausdringt, und überall liegen Blöcke des schweren Gesteins, künstige Trottoire. Eine schmale schlüpfrige „Fahrt“ führt uns ein Stockwerk tiefer, in den zweiten Stollen, in dem uns ein munterer Schwefelbach von den geheimen Kräften der Unterwelt allerlei vorzuplaudern weiß. Geleise laufen von allen Seiten nach dem Fördererchachte, wir ersteigen naße Steintreppen, der Tropfenfall klingt unheimlich in den weiten, düstern Räumen und ein schwerer Petroleumgeruch durchtränkt die Luft. Die Arbeit ist hier sehr einfach; je zwei Arbeiter schaffen an einem Sprengloch. Der eine hält unter fortwährender Drehung den langen meißelähnlichen Bohrer, ein zweiter schlägt mit dem Hammer auf das Ende. So entsteht ein meist meterlanges Bohrlöcher, welches die Dynamitpatrone aufnimmt. Pulver kann wegen der Rasse zum Schießen nicht verwendet werden. Ist ein Bohrlöcher hergestellt, die Patrone eingeschoben und die Zündschnur angebrannt, so ziehen sich die Bergleute zurück, und mit Donnergepolter rollen nach erfolgtem Schuß die mächtigen Blöcke zu Boden.

Bisher konnten wir aufrecht gehen; doch um zum Füllorte zu gelangen, galt es, sich zu bücken. In der niedrigen, unterzimmerten Strecke lernen wir die einzige Unbequemlichkeit des Betriebes, das Wasser, zur Genüge kennen. Es tropft von der Zimmerung, es trieft von den Wänden, unter unsern Füßen rauscht ein ganzer Bach. In Erzbergwerken, so im Harze, schmücken seltsame Vitriolgebilde, wie Tropfsteine herniederhängend, gewisse Strecken, silberweiße Zinkvitriol-Krystalle und die glasähnlichen, blaugrünen Stalactiten des Kupfervitriols. Hier bedeckt die Verzimmerung ein anderer Schmuck, kein mineralischer, wenn wir von den oft faustgroßen, unheimlich glänzenden Asphalttropfen absehen, sondern ein botanischer: bleiche, wunderliche Pilzgebilde, wie Blumen und Ranken geformt, oder wie dichte, weiße Moospolster, klettern an dem Balkenwerk und umschlingen die Planken. Am Füllorte trifft unsere Ohren ein Rauschen, wie das eines heftigen Gewitterregens; es sind die leidigen Tagewasser, die hier in den „Sumpf“ fallen und durch eine Dampfpumpe, welche in der Stunde an sechzig Kubikmeter Wasser fördert, an die Luft gesetzt werden. Noch nasser schaut es im dritten Stollen aus, der zweihundert Fuß unter dem Schachteingange liegt; die Wasser regnen förmlich auf der Gesteinsbede, die Wände schwimmen, und wir waten im klaren Wasser. Trotz der wasserdichten Gummiröcke werden wir gehörig naß und sind froh, als wir wieder zu Tage klimmen.

Was Asphalt ist, woher er stammt und wie er gewonnen wird, hatten wir gesehen; jetzt sollten wir auch den Weg kennen lernen, den der flöbige, mikhüftende Fels durchlaufen muß, um als Trottoir oder Fahrbahn unsere Stiefel und Nerven zu schonen. Die Fabrik der deutschen Gesellschaft liegt über den Gruben. Ist der bituminöse Kalk aus dem Schachte durch Aufzüge in das Förderhaus gelangt, so kommt er zuerst in mächtige Steinbrecher, die ihn unter gewaltigem Lärm in faustgroße Brocken zerreiben. Zwei Kollergänge zermahlen diese Stücke zu einem feinen braunen Mehl; ein Elevator schafft es dann in ein Trommelsieb, welches die groben Theile absondert und den Kollergängen selbstthätig zurückgibt. Trotzdem der Zimmer Asphalt einen sehr hohen Gehalt an Bitumen besitzt, so muß er durch den reinern Asphalt von der Insel Trinidad, „Trinidad-Goudron“, noch geschmeidiger gemacht werden und erhält in den Kührwerken, großen Kesseln, in denen eine mit Messern besetzte Welle thätig ist, einen Zusatz davon. In den Kührwerken wird er gekocht, schmilzt zu einer pechschwarzen, glänzenden Masse, welche in Formen gegossen wird und vor dem Hartwerden den Firmenstempel erhält, um so die Mastix-Brode, schwarze, platte Kuchen, zu bilden und als Guß-Asphalt in den Handel zu gehen.

Zur Herstellung eines Trottoirs wird der Boden geebnet, mit gerichlagenen Steinen flach bedeckt, die Mastix-Brode werden mit bestimmten Mengen von grobem Kies in den bekannten Kesseln auf den Straßen gekocht, auf die Unterlage ausgebreitet und mit flachen Holzern gealätet. Außer dem Guß-Asphalt wird auch noch Stampf-Asphalt hergestellt, zu dessen Bereitung der Stein nur fein gemahlen und mit Wasserzufuß zu festen Stücken, wie Backsteine geformt, gepreßt wird, die dann beim Gebrauch zerkleinert, auf einer Beton-Unterlage ausgebreitet und dann mit erhitzten Stöckeln zu einer glatten Fahrstraße verarbeitet werden. Der Wagenverkehr giebt dem Gange dann die schließliche, fast unzerstörbare Festigkeit. (Köln. Volks.-Ztg.)

Allerlei.

Aus der französischen Fremdenlegion. Es ist schon oft genug vor dem Eintritte in die französische Fremdenlegion gewarnt worden; von Zeit zu Zeit ist es aber immer wieder gut, der Jugend vorzubehalten, was sie in Algier und in Tonkin erwartet. Der folgende Brief eines Legionärs, der uns von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt wird, ist dazu sehr geeignet; wir geben ihn mit einigen Kürzungen. Der Brief ist vom 4. Juli d. J. datirt und lautet: „Als Ihr Schreiben ankam, befand ich mich gerade im Hospital. Nach einigen Tagen konnte ich das Krankenhaus verlassen und mußte nun so gleich mit dem ersten Transport nach Tonkin in Hien. Das große Kriegsschiff „Ananuit“, das schon so oft die Reise nach Tonkin gemacht hat, nahm uns, zusammen 250 Mann, auf. Am 1. Juli 1892 fuhrn wir aus dem Kriegshafen Algier fort und am 28. August kamen wir in Henau (Henoi) an. Unterwegs am Bord starben 32 Mann am Fieber. Von der schrecklichen Dize unter dem Aequator kann ich Ihnen keine Schilderung machen. An dem Tage, als wir unter dem Aequator fuhrn, starben allein 11 Mann von der Sonnenhitze. Ich bin mit Gottes Hülf glücklich durchgekommen und gesund geblieben. Große Schrecken werden hier nicht ausgeföhcten, nur einige Gefechte und tägliche Verfolgungen giebt es. Die Tiger und Panther bringen uns auch viele Verluste. Es werden fast jeden Tag Soldaten von den wilden Bestien zerrissen. Es werden oft ganze Kompagnien nach den wilden

Thieren ausgeschickt, aber am Tage hat es keinen Zweck, da halten sich die Tiger verliert. 50 Fr. Belohnung stehen Jedem zu, der einen Tiger oder Panther erlegt. Längst würde ich Ihnen, lieber Herr Barrer, geschrieben haben, aber es sind viele Schwierigkeiten, und außerdem werden die Briefe nach Deutschland heimlich geöffnet und gelesen. Findet sich etwas darin, das gegen Frankreich gerichtet ist, so wird man vom Kriegsgericht nach Kaledonien verbannt, wo so viele arme Deutsche sind, die Europa niemals wiedersehen. Im vorigen Jahre langten drei Deutsche, die ganz einsam zusammenfanden, das Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Aber ein Verräther, der es doch gehört hatte, meldete es und die drei Soldaten wurden zu drei Jahren Festung verurtheilt. Auch aus kleineren Vergehen kommt man vor's Kriegsgericht, wenn man z. B. ein Taschentuch verliert. Beim Eintritt verpflichten wir uns für 5 Jahre, aber man macht 10 bis 15 Jahre daraus. Es giebt hier eine Festung, „travaux publics“, da sieht man die Gefangenen von Morgens früh bis Abends spät Steine klopfen. Männer mit grauen Härten, Lahme, die Stelzen tragen, Einäugige u. s. w. sind darunter und werden mit Stockschlägen angetrieben. Wenn sie ihre vorgeschriebene Anzahl Steine nicht geklopft haben, kommen sie in Eisen, das heißt, Hände und Füße werden ihnen auf dem Rücken festgeschloffen. So bleiben sie liegen, bis sie in Ohnmacht fallen. Eine andere Strafe ist die: Bei der großen Hitze werden sie an einem schattenlosen Ort an die Sonne geworfen, und es wird ihnen Zucker ins Gesicht gestreut, damit sie von Fliegen und Insekten gegault werden. Neben sie dann um einen Trunk Wasser, wird erst gefragt: „De quel pays est-il?“ Mit es dann ein Deutscher, dann fragen sie: „Habt ihr die fünf Milliarden schon vergeudet, ihr Spitzbuben?“ Gestern fragte ich einen Preußen, der im Eisen lag, der antwortete mir: „Lieber Landsmann, ich habe 42 Jahre Strafarbeit und jetzt 190 Tage dunkles Zellengefängnis durchzumachen!“ Ein Capitain warf einen anderen Gefangenen zwanzig Tage in das Eisen und 60 Tage in dunklen Zellenarrest. An eine Kirche oder geistlichen Trost ist da nicht zu denken! Dies alles schreibe ich mit der Versicherung, daß es wahr ist! Ich entbehre es sehr, daß mir Niemand aus der Heimath schreibt. Wie gerne hörte ich etwas aus meinem Vaterlande, von meinen Verwandten und Freunden und wie es in der Gemeinde, in der Umgegend und in Deutschland mit der Arbeit steht! Und bitte, fragen Sie bei Gelegenheit Albert S., ob er nicht 20 Pf. übrig hat für Einen, der sein Entgeltsfähige in der Jugend war und nun nach Afrika verschlagen ist? Ich würde ihm so gerne wieder schreiben: Wir haben 8 Sou Löhnung für den Tag, dafür müssen wir uns auch Fußzeug verschaffen. Ein Sou ist 4 Pf. Wir armen Soldaten haben kaum Zeit zu essen und was wir haben sollen, bekommen wir nicht. Ich muß mein Brod verkaufen, wenn ich eine Dose Wäsche haben will.“

Die Theaterliebhaberei ist in den Städten Chinas eine noch verbreitete Leidenschaft als in Europa. Die Vorstellungen beginnen frühmorgens und schließen erst lange nach Mitternacht. Der Chinese tritt auf seinem Spaziergange in das nächste Theater, sieht eins der Stücke, deren hinter einander 20 bis 30 täglich gespielt werden, und setzt seine Wanderung fort. Die Wände eines Chinesischen Theaters („Sing Song“, Tempel des Vergnügens genannt) bestehen in der Regel aus Bambusstäben, das Dach aus Matten von Palmblättern, ein Hängewerk verleiht ihm größere Sicherheit. Auf seinen Stäben unter dem Dache reiten Hunderte von Kerlen, die zwischen den Palmblättermatten durchgehoben sind und umsonst der Vorstellung beiwohnen. In dem das ganze Erdgeschloß umfassenden Parterre stehen dicht aneinander gepreßt die zahlenden Zuschauer. Jedes ein Stück Platz in der Parterre kostet nach unserem Maße zehn Pfennige. Das Parterre des Theaters in Kanton faßt 5000 Personen. Für Europäer und vornehme Chinesen ist eine „Nobisgalerie“ da, die man auf einer Bambusleiter mühselig erklimmen muß, und wo man für niedriges, sieben Zoll breites Fußbänkehen als Sitz 1 Mark 20 Pf. zahlt. Die hier sitzenden bemitteltesten chinesischen Herren sind mit Kochherden und Theesesseln versehen; sie rauchen Zigarren und trinken Thee. Frauen sind weder auf der Galerie noch im Parterre zugegen, auch alle weibliche Rollen in den Stücken werden von Jünglingen und Knaben ausgeführt. Sonderbar ist der Anblick, den von der Galerie aus der Zuschauerraum darbietet. Bis dicht an die Rampe der Bühne ist der weite Raum mit tablen, bezogenen Schädeln gefüllt. Dazu haben sämtliche Kunstfreunde schon vor dem Eintritt ins Parterre die Oberkleider abgelegt, denn der Raum reicht nicht hin, im Hause selber es sich bequem zu machen. Die Bühne ist nach chinesischem Geschmack glänzend decorirt, doch entspricht nichts davon unjurer theatralischen Gebräuchen. Die Hinterwand, eine mit wüsten Fragen bemalte Gardine, bleibt in allen Stücken unverändert, der einzige Szenenwechsel besteht darin, daß die Decke auf dem Tisch der Bühne umgedreht, die beiden rechts und links aufgestellten Stühle etwas näher oder weiter gerückt werden. Vor der Hinterwand ist die Kapelle aufgestellt, die mit Tamtam, Gong, Schellen und einer großen Glocke eine entsetzliche Musik vollführt. Mit das Stück eine Art Melodrama, so begleitet die Kapelle mit diesen Instrumenten sowohl den Gesang wie den Dialog der Künstler. In den Stücken geschichtlichen Inhalts erscheint vielfach der Kaiser als deus ex machina. Der ihn darstellende Schauspieler sucht sich durch auffallendes Gebärdenpiel vor allen minder einflussreichen Personen auszuzeichnen. Sobald er sich z. B. auf einen Sessel niederläßt, legt

er die Beine breit auseinander und stemmt beide Fäuste drohend an die Oberarmel. Die Mimik der chinesischen Schauspieler ist affektartig, ihre Theaterprache besteht in einem fortwährenden Jotuliren, das sich mit einem ebenso unnatürlichen Pathos eint. Sehr groß ist die Mannigfaltigkeit der Brügel in einem chinesischen Theaterstück. Obergesen, Fuftritte, Stiehe mit Bambusstöcken und flacher Klinge wechseln unaufhörlich untereinander. Häufig wird noch eine besondere Wirkung dadurch erzielt, daß, sobald ein Schauspieler eine Mauthelle erhält, hinter der Scene zur Hervorhebung dieses Ereignisses ein Kanonenschlag abgefeuert wird.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Die Romanwelt (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart) hat jetzt ihrer ersten Jahrgang beendet. Das Programm, das die Romanwelt dabei zur Ausführung brachte, hat beim Publikum, der Kritik und in der Schriftstellerwelt so reichen Beifall gefunden, daß es auch ferner für das Unternehmen unverändert leitend bleiben soll. Den Meistern des Romans ist in der Zeitschrift eine Stätte geboten für freie künstlerische Behandlung all der wichtigen und interessanten Probleme des Lebens, welche der Roman mehr und mehr als sein eigenes Feld betrachtet. Dabei soll der enge Zusammenhang, in dem alle Kulturvölker miteinander stehen, nach wie vor durch Veröffentlichung herorragender deutscher und ausländischer Romane, Novellen und Erzählungen die gebührende Berücksichtigung finden. Der loeben beginnende zweite Jahrgang der Romanwelt wird eröffnet mit einem neuen Roman von Friedrich Spielhagen: „Suff“. Eine Hofgeschichte. Außerdem werden folgende neue Romane und Novellen deutscher Autoren erscheinen: „Verspielte Leute“, von Helene Böhlau (Madame al Nasidid Bey), „Medea“, von Theodor Quimchen, „Der Proboszcz“, von Erich Kließ, „Die gute Tochter“, von Max Kreger, „Narus“, von Hans Land, „Die Eiten“, Roman aus der Berliner Bühnennacht, von Rudolf Strag, von Werken ausländischer Erzähler wird u. A. veröffentlicht werden: „Ein Tintenfeld“, von René Bazin. (Preisgekrönt von der Academie française), „A h a l e d“, von F. Marion Crawford, „Demetrio Bianelli“, von Emilio de Marchi, „Eithor Waters“, von George Moore, „Treu bis in den Tod“, Ein japan. Roman von Tanenaga Schunji, „Marcella“, von Mary Humphrey Ward, ferner Novellen und Skizzen von Luigi Capuana, Rudyard Kipling, Pierre Loti, J. Sheridan, Le Fanu, Giovanni Verga u. A. Die Romanwelt kann in zwei Ausgaben bezogen werden: In 3 Wochen heften zu dem Preise von 25 Pfennig für das Heft von 3 1/2 Bg. = 56 Spalten Groß-Quart, oder 3 M. 25 g für das Quartal von 13 Heften, oder in Vollheften zu 1 M. Jedes Vollheft enthält 4 Wochenhefte und hat eine Stärke von 14 Bogen = 224 Spalten Groß-Quart.

— Mit Bewunderung verfolgt die Mitwelt den Entwicklungsgang des großen Theodor Fontane, der voll unermitlicher Schaffenskraft jedes Jahr auf's Neue mit einem neuen Werk vor das deutsche Publikum tritt. Dieser Mann scheint kein Alter zu kennen. Mit jugendlicher Frische stellt er seine Gestalten vor uns hin; alles ist Anschauung und unmittelbares Leben; jedes seiner Worte ist von behaglichem und überlegenem Humor durchleuchtet, und alle diese Eigenschaften verschmelzen zu einem Gesamtbilde von so köstlicher Güte, daß man in der gegenwärtigen Literatur kaum etwas Neues finden könnte. — Die „Deutsche Rundschau“ rechnet es sich zur Ehre an, ihren einundzwanzigsten Jahrgang mit dem neuesten Werke des Meisters, dem Roman „Etti Briei“ zu eröffnen. Ihm schließt sich „Villa Gloria“, ein Sonettencyclus von G. Pasarella an, der eine Episode aus den italienischen Freiheitskämpfen behandelt und von Paul Henje meisterhaft ins Deutsche übertragen ist. „Briefe von Ernst Moritz Arndt ans Frankfurter Parlament“, mitgetheilt von Karl Georg Brandis, führen uns die ehrwürdige Gestalt des treuen Patrioten vor. Drei interessante wissenschaftliche Beiträge bietet das Heft. Otto Seel handelt über „Das römische Heer“ und M. Büsgen über „Pflanzenleben im Wasser“, während Theodor Billroth mit einer nachgelassenen Schrift: „Wer ist musikalisch?“ den Beweis erbringt, daß er auch auf Gebieten, die nicht unmittelbar im Bereich seiner glänzenden Erfolge liegen, noch Großes geleistet hätte. — Paul Reichard, der berühmte Afrikaforscher, theilt uns seine „Afrikanischen Eindrücke“ mit, und „Notizen über Korea“ geben interessante Aufschlüsse über die plötzlich vielgenannte Halbinsel. — Ein warm empfundenen Nachruf an Hermann von Helmholtz, von persönlichen Erinnerungen getragen, ein Aufsatz Ludwig Bamberger's über Gabriel Monod's neuestes Buch, und daran anschließend eine Anzahl literarischer Notizen erwecken unsere Theilnahme, während eine „Wirtschafts- und finanzpolitische“ und eine „Politische Rundschau“ uns die Bewegungen auf diesen Gebieten mit klaren Zügen vorführen. — So giebt denn das Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ auf allen Gebieten das Beste und läßt uns erwarten, daß diese Zeitschrift auch im kommenden Jahrgange ihren Rang als eine der ersten deutschen Monatschriften rühmlich behaupten werde.